

MONSCHAU

Roman

Steffen Kopetzky

Monschau

Roman

 rowohlt
e-BOOK

Im Jahr 1962, als das nukleare Wettrüsten seinen Höhepunkt erreicht, als in Algier und Paris Bomben explodieren, bricht im Wirtschaftswunder-Deutschland der junge Mediziner Nikolaos Spyridakis in die Eifel auf. Es ist eine heikle Mission: Im Kreis Monschau sind die Pocken ausgebrochen, hochansteckend und lebensgefährlich. Mitten im Karneval droht nun Stillstand, Quarantäne. Der Rither-Chef will die Fabrik um jeden Preis offenhalten, keine zwanzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs ist man weltweit gut im Geschäft. Ganz andere Pläne hegt Vera Rither: Die Alleinerbin studiert in Paris, bewundert Simone de Beauvoir und trägt den Geist der Avantgarde nach Monschau. Dort begegnet sie Nikolaos, der als Betriebsarzt durch die tiefverschneite Eifel zur Patientenvsiste gefahren wird, vor Ansteckung geschützt durch einen Stahlarbeiteranzug. So unterschiedlich die beiden auch sind, der kretische Arzt, der als Kind die Gräuel der deutschen Besatzung miterlebt hat, und die schwerreiche Vollwaise: Sie entdecken schnell, dass sie mehr verbindet als ihre Liebe zu Miles Davis. Doch die

Krankheitsfälle häufen sich, und das Virus nimmt sich, was es kriegen kann.

Steffen Kopetzky erzählt von einer Liebe im Ausnahmezustand und von der jungen, vom rasanten Wirtschaftswachstum geprägten Bundesrepublik – und verwandelt ein Kapitel deutscher Geschichte in packende Literatur.

Steffen Kopetzky, geboren 1971, ist Autor von Romanen, Erzählungen, Hörspielen und Theaterstücken. Sein Roman «Risiko» (2015) stand monatelang auf der «Spiegel»-Bestsellerliste und war für den Deutschen Buchpreis nominiert, der «Spiegel»-Bestseller «Propaganda» (2019) für den Bayerischen Buchpreis. Von 2002 bis 2008 war Kopetzky künstlerischer Leiter der Theater-Biennale Bonn. Er lebt mit seiner Familie in seiner Heimatstadt Pfaffenhofen an der Ilm.

«Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,
dass niemand weiß, wie er ihn meiden soll.»

Goethe, Faust II

Variola

1

«Einmal noch, Kindchen», sagte der Krankenwagenfahrer, nahm das vom Schüttelfrost gepeinigtes blonde Mädchen nicht zum ersten Mal an diesem bitteren Tag auf seine Arme und stapfte mit ihm durch den Schnee. Die Lichter waren gleißend hell. Schwestern und Ärzte erwarteten sie. Nur noch eine kleine Treppe, die er sie jetzt hochtragen musste. Der Fahrer war ein bald sechzigjähriger Eifler Bauer, der seiner Chauffeurs-Fähigkeiten wegen seit Jahren beim Roten Kreuz eingesetzt wurde. Er sah mit Sorge der Rampe und den drei Stufen entgegen, die er mit seiner zitternden, schon leicht delirierenden Patientin gleich hinaufsteigen würde. Er durfte auf keinen Fall stolpern und konzentrierte sich auf jeden Schritt, den Kopf des in eine Decke geschlagenen Kindes an seiner linken Brust geborgen. Wäre er zu Hause über einen der dunklen, verwachsenen Waldwege gelaufen, von einem seiner Äcker zum nächsten, so hätte er nicht weniger aufgepasst, um nur ja nichts zu übersehen. Er hatte noch nie einen Unfall gehabt. Er würde nicht stolpern. Auch nicht bei diesem

hoffentlich letzten Mal, an dem er das kranke Kind auf seinen Armen trug.

Nach ein paar Metern reizte die eiskalte Luft die entzündeten Atemwege des Mädchens, und es begann stark zu husten. Vom Fieber gepeitscht, ohne von einem Bewusstsein gesteuert zu sein, glich dieser Husten einem heiseren Bellen. Ein wunder Weckruf. Der Fahrer holte tief Luft und nahm mit starken Schritten die Treppe. Sie waren da.

Etwas anderes auch.

War schon in den Lüften. Hatte sich blind einem kleinen Hauch anvertraut, der über Kind und Fahrer hinweggegangen war, einem frischen Wind, der es nach oben trieb, und nun segelte es am Mauerwerk entlang immer weiter hinauf. Auf Höhe des ersten Stocks wurde es von einem heftigeren Stoß erwischt, in dem auch einige Schneeflocken mitgaukelten, dann noch feiner zerstäubt. Auf der gegenüberliegenden Wand eines anderen Krankenhausgebäudes stand ein Fenster offen, dort lehnte sich eine Patientin hinaus, die sich von einer Operation erholte und bald entlassen werden sollte.

Sie wollte sehen, was da so spät in der Nacht noch für ein Radau war. Der Rettungswagen. Wen brachten sie? Sie beugte sich weit vor und atmete die kalte, frische Luft tief

ein, die ihr gutzutun schien, beugte sich noch weiter, um genau zu sehen, was da kam. Und sah dann aber doch nicht, was mit der Luft gekommen war.

2

Diese Geschichte spielt im Norden der Eifel. In jenem landschaftlich einzigartigen Gebirge westlich des Rheinstromes liegt nahe der belgischen Grenze eine alte Tuchmacherstadt nebst angrenzendem Fabrikdorf. Monschau und Lammerath.

Es ist gegen Ende der Kanzlerschaft von Konrad Adenauer, der seine politische Laufbahn einstmals als Oberbürgermeister von Köln begonnen hatte und deshalb listig die alte kölnische Residenzstadt Bonn als provisorische Hauptstadt durchzusetzen verstand. Im Mai wird die junge westdeutsche Republik dreizehn Jahre alt. Ganz im Gegensatz zu der im Volksmund mit Unglück assoziierten Zahl dreizehn ist 1962 aber das Jahr mit der stärksten Wirtschaftsleistung ihrer bisherigen Geschichte. Es fehlen sogar Arbeitskräfte, und die Wirtschaft hat Emissionäre in den Süden Europas und der Türkei geschickt. Sie ringt um sogenannte Gastarbeiter-Vereinbarungen. Der Kanzler hat den Bau eines Regierungsbunkers in einem von den Nazis für die Produktion der V2-Raketen angelegten Stollen in Auftrag gegeben. Der Präsident von Amerika heißt John F. Kennedy. Er hat die Wahl 1960 mit dem Versprechen gewonnen, den Rückstand der USA an Atomraketen gegenüber der

Sowjetunion zu schließen, also aufzurüsten. Dennoch ist er ein Idol der Weltjugend. Er hat die Sechziger zur Epoche des Aufbruchs erklärt, in allen Bereichen des Lebens und sogar über die Erde hinaus, im gerade gestarteten Apollo-Programm. Wenn Präsident Kennedy darüber spricht, dass die USA als erste Nation einen Menschen auf den Mond bringen wollen, dann gibt das schon fast so gute Fernsehbilder wie die ersehnte Mondlandung selbst. Die Sowjetunion unter Generalsekretär Chruschtschow, die in der bemannten Raumfahrt mit dem Sputnik bislang die Nase vorn hatte, soll überholt werden. Die Raketentechnologie ist wahrhaft schizophren, sie steht für Fortschritt und für Untergang gleichermaßen. Für manche freilich ist dies kein Gegensatz.

Doch all dies beschäftigte die Menschen in West-(und Ost-)Deutschland derzeit nicht wirklich. Etwas ganz anderes wühlte sie auf, nämlich die Frage: Wer ist der Mörder? In diesem Fall der an einer umwerfend schönen, natürlich in London – weit über ihre wirtschaftlichen Verhältnisse – lebenden jungen Frau, die sich unter der Berufsbezeichnung «Mannequin und Künstlerin» verdingt. Sie wurde mit einem englischen Halstuch erdrosselt. Niemals zuvor hatte ein deutscher Sender mehr Marktanteil gehabt als der WDR in Köln mit «Das Halstuch»: neunundachtzig Prozent. Es fegte die Straßen leer.

Dennoch gab es noch Menschen, die der erfolgreichsten deutschen TV-Serie aller Zeiten an diesem Tag nicht die geringste Beachtung schenkten. Zwei davon saßen in einem alten Volkswagen, fuhren durch die Düsseldorfer Innenstadt und führten eine intensive Besprechung.

«Bei den Pocken gibt es ein Zeitfenster», sagte Professor Stüttgen, während er in den dritten Gang hochschaltete und dem Motor einen ordentlichen Stoß gab. Der Berufsverkehr auf der Königsallee war schon recht belebt – alle wollten pünktlich nach Hause kommen, um den letzten Teil von «Das Halstuch» zu sehen. Dreispurig auf jeder Seite fuhren die Autos dahin. Dann, an der Ampel, stand direkt neben ihnen ein nagelneuer Opel Kadett. Als es grün wurde, zog er in seiner unwiderstehlichen Eleganz vor ihnen ab. Stüttgen und sein Beifahrer nickten sich beeindruckt zu.

«In diesem Zeitfenster kann jemand bereits hochinfektiös sein, ohne irgendwelche Symptome zu zeigen.»

Der Professor setzte den Blinker und nahm die große Kreuzung, die sie noch zu passieren hatten, recht sportlich. Er hatte es richtig eingeschätzt, sie kamen gerade noch bei Gelb drüber. Nikos sah die Lichter der hinter ihnen fahrenden Wagen im Rückspiegel. Sie ließen die Pfützen in der für Autos gemachten Stadt aufblitzen.

Auf der Autobahn Richtung Köln schaltete der Professor in den Vierten. Von der linken Spur würde er während der ganzen Fahrt in die Eifel nicht mehr weichen.

«So eine Person kann Dutzende weitere Menschen anstecken. In einer städtischen Untergrundbahn zur Stoßzeit könnten es unter Umständen Tausende sein. Verstehen Sie, was das heißt, Nikos?»

Nikos Spyridakis, der in Mathematik eigentlich nie besonders gut gewesen war, hatte durch seine Leidenschaft für die Mikroskopie durchaus mit Zahlenverhältnissen und exponentieller Logik umzugehen gelernt. Wenn er sich kühl rechnend den Plan der ihm von Besuchen bei einem Cousin gut bekannten Londoner U-Bahn vor Augen führte und sich ausmalte, wie sich die Sache dort voranarbeiten würde, fiel ihm nur ein Bild ein: Ein mit diesem Virus Infizierter war wie ein wandelnder Todesengel.

«Eine biologische Bombe, meinen Sie so etwas, in der Art?»

«Ganz genau. Aber immerhin: Die Landesregierung hat mir versichert, dass wir alle Unterstützung kriegen werden. Die haben offenbar eingesehen, welche Fehler gemacht worden sind. Wir können die Sache noch entschärfen. Da bin ich sicher. Aber wir müssen allem nachgehen. Es wird strenge Isolation und Quarantäne geben. Wir müssen jetzt am Anfang ganz genau arbeiten,

Nikos. Die ersten Tage sind im Umgang mit einer Epidemie die wichtigsten. Die entscheidenden.»

Als Nikos Professor Ruska mitgeteilt hatte, dass er am Wochenende leider nicht für den großen Schnittkurs zur Verfügung stünde, wo eine lange Reihe von Präparatgläsern darauf wartete, bestückt zu werden, hatte er bei Ruska eine beinahe verbitterte Reaktion geerntet.

«Ich kann nicht verstehen, dass Stüttgen Sie einer solchen Gefahr aussetzt. So unvorbereitet, das ist doch eine Kamikaze-Aktion. Aber gut, das Ministerium hat angerufen.»

Resignierend hatte er Nikos die Hand geschüttelt und zugesehen, wie der aufstrebende Dermatologe Stüttgen ihm seinen besten Laboranten entzog. Noch hatte sich der junge Assistenzarzt in seiner Fachrichtung nicht festgelegt – und Ruska hoffte, ihn fest an sein Virologisches Institut zu binden. Viele wollten unbedingt Elektronenmikroskopie machen, es war ein sogenanntes Modefach. Aber den meisten fehlte das gewisse Etwas – die Fähigkeit zum Schnitt.

Elektronenmikroskopie war Hochtechnologie, die auf der langen Erfahrung der deutschen Glasverarbeitung beruhte, die Kunst des Glasschliffs stieß hier in den molekularen Bereich vor – aber man brauchte auch die richtigen Präparate. Spyridakis, der einer Dynastie kretischer

Fischer entstammte, wusste, wie man mit scharfen Klingen umging, wie man filetierte. Und er hatte ein hervorragendes Auge – das war die andere Qualität, wichtig bei der Deutung mancher Präparate. Und nun würde er ausfallen. Seuchendienst in der Eifel. Sein bester Mann an die Pockenfront geholt.

Nikos war sich bewusst, wie kritisch Ruska diesen Auftrag einschätzte. Er selbst sah das Ganze weniger dramatisch. Erstens war er vierundzwanzig und fühlte sich in diesem Alter naturgemäß unsterblich. Zweitens gab es da etwas, das sich *Tagessatz* nannte und das für einen jungen Mann, in dessen Leben das einzig Stetige war, einfach nie genug Geld zu haben, ein sehr überzeugendes Argument darstellte. Nikos hatte zuletzt Laborgläser für Professor Stüttgen gespült, Reagenzgläser, Schalen. Drei Mark die Stunde, was nicht schlecht war. Jetzt dagegen vierzig Mark am Tag – das war enorm.

Stüttgen hatte ihm nicht verheimlicht, dass alle anderen, erfahreneren Ärzte am Dermatologischen Institut abgewinkt hatten, ihn zu begleiten. Zwar waren sie als Mediziner geimpft, dennoch blieb ein letztes Risiko, sich selber anzustecken. Und praktische Erfahrung im Umgang mit so einer gefährlichen Erkrankung außerhalb eines Labors hatte keiner der Kollegen. Also hatten sie bedauernd abgesagt, auf ihre zeitliche Belastung, andere

Verpflichtungen oder ihre Familien hingewiesen – schwach. Wobei Stüttgen doch selbst eine Frau und zwei Söhne hatte. Nikos Spyridakis wusste sehr gut, dass er der jüngste denkbare Kandidat an der Akademie war. Dazu war er ungebunden und körperlich belastbar, ein langjähriger Sportschwimmer. Aber er war keineswegs ein Draufgänger, auch wenn seine Großmutter ihm das immer wieder mit Verweis auf seinen Großvater einzureden versucht hatte: «Mit deinem Großvater zusammen zu sein, bedeutete, jeden Abend aufs Neue die unglaublichsten Geschichten über die Hintergründe seiner mal mehr, mal weniger schlimmen Verwundungen und Kratzer zu erfahren. Ich war noch nicht eine Woche mit ihm verheiratet, da musste ich ihm zum ersten Mal das Knie verbinden. Ich glaube, es gab keine zehn, höchstens mal vierzehn Tage hintereinander, an denen er sich nicht irgendeine Schramme holte.»

Sein Großvater hatte ihm das Tauchen, das Fischen, den Umgang mit scharfen Messern und das Schießen beigebracht. Alles Tätigkeiten, bei denen man ein gewisses Risiko einging. Aber die Erfahrung sagt, dass man nirgendwo vorsichtiger und deshalb sicherer geht als in der tiefsten Nacht. Nie ist der Mensch aufmerksamer als auf gefährlichem Terrain.

«Bitte überlegen Sie es sich, Nikos», hatte Stüttgen zu ihm gesagt, «für mich selbst ist die Entscheidung

selbstverständlich. Ich bin Arzt. Ich sehe mich in der Pflicht. Aber Sie – ich will Sie zu nichts überreden.»

«War Hippokrates nicht ein Grieche? Wie sollte ich zurückstehen?», war Nikos' Antwort gewesen, in der ein nicht geringer Stolz darüber mitschwang, dass ihm Stüttgen diese Aufgabe überhaupt zutraute. Und an der Seite des Professors hatte man ohnehin mehr den Eindruck, als würde man ein Wochenende in die Berge fahren, um vielleicht Wintersport zu treiben oder zu klettern und nebenher ein wenig zu arbeiten. Auch das waren ja keine ungefährlichen Betätigungen – und dennoch machten sie Spaß.

«Okay, dann packen Sie ein paar frische Sachen ein, Ihre Zahnbürste und vielleicht auch ein paar Bücher. Ich habe keine Ahnung, wie lange wir da bleiben werden.» Er wusste durchaus, dass es ein wenig dauern könnte, aber viel Wind zu machen, war nicht Stüttgens Art.

Der Professor nutzte die restliche Fahrt, um Nikos die Grundzüge dessen zu vermitteln, was er selbst während seiner Studienaufenthalte am King Edward Memorial Hospital in Bombay gelernt hatte. Sie ließen das wässrig-neblige Rheinland hinter sich, fuhren hinein in den frischen Westen des Rheinischen Schiefergebirges, und schon bald waren sie mitten im Winter. Der schneereichste Januar seit Menschengedenken bescherte ihnen zwei Meter hohe

Mauern an den Straßenrändern, unten dreckig schwarz gefärbt, bespritzt, krustig und dennoch massiv, die sich schließlich oben zu sauberen, vom halben Mond weißlich beschienenen Wällen ausformten. Fast war es, als würden sie direkt in eine gigantische Schneekugel hineinfahren. Doch mitten in diesem Idyll lauerte das Ungeheuer, winzig, unsichtbar, aber tödlich.

3

Lammerath bei Monschau, am äußersten Rand des deutschen Staates, an der Grenze zum Königreich der Belgier, lag kurioserweise so, dass das Gebiet auf der Landkarte wie eine Tasche aussah, was durch die Eisenbahnlinie noch betont wurde, die östlich von ihr verlief und, um im Bild zu bleiben, an einen Reißverschluss erinnerte. Die Vennbahn sollte, zwischen Ardennen, Hohem Venn und Eifel hindurchführend, die schnellste Verbindung von Aachen nach Luxemburg sein. Lammerath war lange Zeit nicht mehr als ein von Belgien umrandetes Bauerndorf gewesen. Aber es lag auf einer Art Hochebene, was die Gegend am Ende des Zweiten Weltkriegs dazu prädestiniert hatte, zum Aufmarschgebiet der zur Verteidigung des Hürtgenwaldes bestimmten deutschen Truppen zu werden. Zwanzig Jahre vorher schon, das Erbe der zugrunde gegangenen Monschauer Tuchindustrie aufgreifend, war dort eine Fabrik errichtet worden, die seither an derselben Stelle bestanden und produziert hatte und dies immer noch tat: die Rither-Werke.

Direktor Seuss hatte sich mit dem Vorarbeiter der Nachtschicht besprochen, war dann nach draußen getreten und sah nun dem Werksleiter von ferne dabei zu, wie dieser

seine Leute antrieb, noch einmal den schon wieder weißen Platz vor der Gießerei sowie den breiten Weg neben dem Verwaltungsgebäude zu räumen, ebenso die Auffahrt zur Rither-Villa. Es schneite stark, die Schneeflocken stoben dicht in den Lichtkegeln der Laternen auf dem Hof.

«Guten Abend, Herr Direktor.»

«Grüß Sie, Tillich. Heut hört der Schnee ja gar nimmer auf!»

«Soll die nächsten Tage wieder kalt werden. Ich lass nachher auch streuen. Hinter bis zur Villa. Fräulein Vera kommt doch übers Wochenende, nicht dass sie ausrutscht.»

«Vera kommt ... Wissen Sie, wann?»

«Landet jegen sieben mit dem Flieger in Köln-Wahn. Hab Behrends schon einjeteilt, sie abzuholen.»

Kruzifix, dachte Seuss, es geht einfach nicht anders, die muss dich einfach ärgern, wo sie kann. Die hat keinen Respekt und kein gar nichts. Der Werkmeister weiß, dass sie kommt, aber mir sagt sie kein Wort.

Und das, obwohl Richard Seuss seit dem Tod ihres Vaters vor etwas mehr als einem Jahr sogar die Vormundschaft für die nun ganz alleinstehende Vera ausgeübt und sich bemüht hatte, alles zu tun, um der tragisch zur Waise gewordenen jungen Frau bis zu ihrer Großjährigkeit zur Seite zu stehen. Vera aber scherte sich nicht um seine Gutmütigkeit.

Natürlich wollte er sich gegenüber seinem Untergebenen nichts anmerken lassen.

«Sehr gut, Tillich, danke. Schön, dass die Vera uns besuchen kommt.»

Seuss wollte weiter, aber sein Werkmeister, mit dem Ärmel einen Tropfen von der kälteroten Nase wegwischend, beugte sich vertraulich vor. Den Hof erfüllten die scharf kratzenden Geräusche der Schneeräumer.

«Und? Was tippen Sie, Chef?»

«Wie meinen, Tillich?»

«Wer ist der Mörder?»

«Ach so, das meinen Sie ...», er schüttelte lachend den Kopf. Dann legte er zwei Finger an die Krempe seines Hutes, drückte ihn zurecht und ging zügig über den Hof. Als er seinen Wagen, einen schwarzen BMW 3200 S, erreichte, bemühte sich der Fahrer, er hieß Max Lembke, so schnell wie möglich auszusteigen, was für ihn nicht ganz so einfach war. Zuerst kam immer der Stock.

«Grüß Ihnen, Max. Bevor wir fahren, muss ich noch schnell ins Ingenieurgebäude. Gehen S' doch in die Kantine und lassen S' die Thermoskanne auffüllen. Kamillentee. Hab's wieder mit dem Magen seit gestern. Wir müssen nachher noch nach Monschau. Und bringen Sie mir bitte ein paar Fleischpflanzerl mit.»

«Selbstverständlich, Chef.»

Lembke schlug die Wagentür zu und marschierte los, seine linke, in einem besonders dicken Handschuh steckende Hand auf seinen Stock stützend. In der Rechten trug er die Aktentasche. Er schob sein linkes Bein mit Vehemenz vor, wobei die rechte Schulter hochschoss, setzte dann das rechte nach, worauf die rechte Schulter wieder verblüffend tief sank und der ganze Körper eine schmerzhaft wirkende Drehung vollzog. Trotz der Mühen, die ihm das Gehen machte, überquerte Lembke den Hof zügig.

Direktor Seuss betrat den Ingenieurbau, nickte den noch arbeitenden technischen Zeichnern an ihren hellerleuchteten Tischen zu, durchschritt den Flur und klopfte schließlich einmal an die Tür des Chefingenieurs, die nur angelehnt war.

«Oh ja, Herr Direktor. Kommen Sie bitte rein», rief Dr. Velbert. Der Chefingenieur war kurz nach dem Krieg eingestellt und vom jüngeren Rither eingearbeitet worden, Veras Vater, nach dessen tödlichem Herzinfarkt hatte er auch sein Büro übernommen. Halb gebeugt stand er über einem komplizierten Bauplan, den er lächelnd studierte.

«Was gibt es denn so Eiliges zu besprechen?»

Eilig allerdings, dachte Seuss, und zwar so eilig, dass es schon wieder zu spät war, jetzt noch darüber in Hektik auszubrechen. Tatsächlich eine verhexte Geschichte, fast

zum Lachen, wenn sie nicht so ernst wäre. Ein richtig ärgerlicher Schmarren.

Seuss atmete tief ein. Er blickte sich um in Dr. Velberts Büro, in dem sich – trotz des Fortschritts der Produkte und folglich des Aufschwungs der Fabrik und ihrer Geschäfte – seit Firmengründung beinahe kaum etwas verändert hatte. Auch der Tod des jüngeren der beiden Rither-Brüder war spurlos geblieben, nur dass jetzt eben Dr. Velbert an dem Schreibtisch saß, über dem wie seit Jahrzehnten das Gemälde des älteren Rither hing, des Firmengründers, der Seuss damals als Kaufmann in sein Unternehmen geholt hatte.

Der ältere Rither blickte auf Seuss herab, begutachtete ihn aus seinem Rahmen, der ein brauchbares Werk eines ordentlichen Künstlers von der Düsseldorfer Akademie umgab, und urteilte vielleicht auch über ihn. Der ältere Rither, das war ein Unternehmer gewesen! Ein Genie, ohne Zweifel. Kraftstrotzend und ganz entschlossen in seinen Plänen. In den goldenen Jahren nach dem Ersten Weltkrieg, nachdem viel Geld kaputtgegangen war, hatte er auf dem umfangreichen Waldbesitz der Familie sowie seinen genialen Ideen zur Wärmeleitung hier, auf kargem Bauerngrund, eine einzigartige Firma gegründet.

Im Wesentlichen war man so etwas wie eine Schmiede für Schmiede, denn die Bernhard-Rither-Werke stellten

Schmelzöfen her. Für die Stahlproduktion, hauptsächlich. Werkzeugindustrie. Kupferindustrie. Aber man baute auch Induktionsöfen, die unter anderem in der Papierherstellung gefragt waren.

Der indische Subkontinent etwa war in einem Papierrausch, der von den Zeitungen und Zeitschriften, aber auch vom Schul- und Lehrbuchbedarf zweier in wettstreitendem Aufbruch sich befindenden Staaten, Indien und Pakistan, getrieben wurde. Speziell die finanziell potenten Unternehmer der indischen Westküste, die stark ins Verlagsgeschäft drängten und nebenher noch eine große Filmindustrie hochgezogen hatten, ließen Papier an der immer noch waldreichen Ostküste produzieren. Mit Rither-Öfen.

Die letzten Jahre mit ihren hohen Auftragsvolumina hatten der Firma einen enormen Innovationsschub versetzt. Die Auslieferung einer neuen Generation von Öfen, die Rither unweigerlich an die Weltmarktspitze führen würde, stand kurz bevor. Dazu kam ein Großauftrag für ein Konsortium aus dem nahen Luxemburg, höchst lukrativ, aber mit empfindlichen Konventionalstrafen bei Lieferverzug versehen. Ein langjähriger und sehr wichtiger Kunde.

Die besten Mechaniker und Ingenieure, die Seuss zur Verfügung hatte, arbeiteten schon rund um die Uhr. Die Firma hatte keine personellen Reserven mehr. Da hatte ihn

der Anruf aus der Kreisverwaltung, wo er einen sehr guten Kontakt hatte, tief beunruhigt.

Das Einzige, was Seuss bislang wusste, war, dass die zehnjährige Tochter eines Angestellten, der monatelang in Indien auf Montage gewesen und kurz vor Weihnachten zurückgekommen war, gestern zwischen Aachen und Monschau mit dem Krankenwagen hin- und hergefahren wurde, mit dem Verdacht auf eine Infektion mit den schwarzen Pocken. Der Zusammenhang war klar: ein Vater, der ein halbes Jahr in Indien zugebracht hatte – und seine Tochter, die womöglich an einem gefährlichen Virus erkrankt war, das auf dem Subkontinent keineswegs unter Kontrolle war.

«Nun, ich hoffe doch sehr, dass dem Kind geholfen werden kann. Wir kennen die Familie seit langem. Der Vater arbeitet doch schon mehr als zwölf Jahre bei uns. Hat bei uns gelernt, nicht wahr?»

Seuss biss sich auf die Lippen. Es tat weh, dass es einfach immer so zäh lief. Aber so war es schon immer gewesen. Der alte Rither, ja, der hatte ein Gesamtverständnis gehabt, aber seitdem kämpfte Seuss mit der Naivität von Ingenieuren, die mit luziden Träumen neuartiger Wärmeleitung ins Bett stiegen, aber sich darüber hinaus nichts von Relevanz vorstellen konnten.

«Für das Kind wird gewiss alles getan», sagte Seuss langsam. «Aber was meinen Sie, Dr. Velbert, von wem das Mädchen die Erkrankung hat?»

«Ja, sehr gute Frage. Von wem wohl?» Der Ingenieur starrte ihn hilflos an.

«Ja, natürlich, sprechen wir es aus», half Seuss nach, «von unserem besten Monteur. Ich war ja eigentlich sehr froh, dass er wieder zu Hause ist.»

«Muss er wohl ein paar Tage krankgeschrieben werden?»

«War er doch schon.» Seuss sah seinen Chefsingenieur an. Konzentrierte sich darauf, ein freundliches Gesicht zu machen und zu lächeln.

«Nach seiner Rückkehr aus Indien», Seuss seufzte, «war der Jupp für zwei Wochen der beliebteste Mann im Betrieb. Die haben ihn in der Kantine gefeiert.»

«Jetzt sagen Sie doch schon, was Sie so umtreibt, Seuss?»

«Verstehen Sie denn nicht? Wenn wir nicht aufpassen, dann werden die uns womöglich die Fabrik zusperren. Dann gehen wir alle für die nächsten Wochen in Quarantäne.»

«Das ist aber doch ganz unmöglich. Wir bauen ab nächster Woche den ROA 15. Wir haben das alles geplant.»

«Genau, Herr Dr. Velbert. Und nicht nur das – wir haben Verträge unterzeichnet, haben Verpflichtungen.»

«Ja, gewiss doch. Was schlagen Sie also vor?»

Velberts Gesicht bekam einen eisigen Ausdruck. Jetzt schien die Botschaft endlich angekommen.

«Unsere Anwälte, auch die Luxemburger, habe ich schon angerufen. Und ich muss gleich zu einer Besprechung. Bei der Kreisverwaltung ist ein Krisenstab gebildet worden. Mit einem medizinischen Leiter, von außerhalb. Keine Ahnung, was so ein Arzt im Schilde führt.»

«Wer ist der Mann?», fragte Dr. Velbert.

«Ein Professor aus Düsseldorf. Hat das Innenministerium geschickt. Ich mache mich später auf den Weg.»

4

«Das zweite Stadium nennt man Eruptionsstadium.»

Jetzt lenkte Günter Stüttgen in eine Tankstelle, um den alten Volkswagen hier in Düren noch einmal vollzutanken, bevor es in den Hürtgenwald ging. Sie standen beieinander, in der feuchten Luft, die der scharfe, belebende Geruch nach frischem Benzin durchdrang. Nikos betrachtete den zurückblickenden Wolf, der auf der Motorhaube prangte, jenes Wappen einer auf die Bildsprache alter Grafenwappen anspielenden, tatsächlich in den späten vierziger Jahren designten Heraldik. Hier war nicht das Schrift-Logogramm eines Industrieprodukts einer alten Vorlage nachempfunden – im Gegenteil, hier war einem mächtigen industriellen Komplex das Privileg zugestanden worden, Boden- und sogar Stadtrecht auszuüben und eine Kommune zu gründen, ein Vorgang, den es in dieser Form zuvor wohl nur in Amerika und der Sowjetunion gegeben hatte, nicht aber im Deutschen Reich oder sonst wo in Europa. Das Emblem von Volkswagen aus Wolfsburg.

Stüttgen tankte und sprach weiter.

«Wichtig ist, dass es beim Eruptionsstadium, etwa am vierten Tag, zunächst zu einer Fiebersenkung kommt, mit der dann der richtige Ausschlag auftritt. Es fängt eigentlich immer im Gesicht an – rötliche Knötchen, die sich dann

sehr schnell über den ganzen Körper ausbreiten. Bin gleich wieder da.»

Der Professor betrat das hellerleuchtete Kassenhäuschen der Tankstelle, und Nikos konnte ihm dabei zusehen, wie er hinter der Glasscheibe den Kraftstoff bezahlte.

Ausschlag – die Spezialität der Dermatologie überhaupt und schlechthin. Es war immer nur eine Frage der Zeit, bis es dazu kam. Die Haut schwitzte, blühte aus, schlug aus, verfärbte und veränderte sich. Ausschläge waren, neben Verbrennungen, Läsionen und Tumoren aller Art die Königsdisziplin der Dermatologen. Die Lehre von den Effloreszenzen. Genau das war aber auch der Grund, warum Nikos sich unsicher war, ob er wirklich bei der Dermatologie bleiben und nicht vielleicht doch auf die andere Seite der Medizinischen Akademie wechseln sollte, zu Professor Ruska und seinen magischen elektronischen Apparaturen.

Es war das Besondere an der Elektronenmikroskopie, dass sogar die hässlichsten Krankheiten ihre Schönheit zeigten, wenn man sie auf der Ebene der Zelle betrachtete. Ein Mäusekarzinom in feinem Schnitt besaß sogar etwas von abstrakter Kunst – herausgezaubert aus den tiefsten Strukturen der Natur. Die Aufnahmen von Milbenbären und Wanzenwaranen bereiteten Nikos ein beinahe kindliches Vergnügen. Aber natürlich galt das Hauptinteresse in Professor Ruskas Institut der elektronenmikroskopischen

Identifizierung von Viren und Bakterien. Die erstaunlich kompakten und sich so genau voneinander unterscheidenden Dinger faszinierten Nikos. Darin mochte ein Erbe seiner Fischervorfahren mitklingen, das Fundspiel seiner Kindheit, die er an den Stränden Kretas verbracht hatte. Die Tauchgänge an den Felsen von Matala, am besten vormittags, weil die Sonne da die reichsten Tauchgründe in einem Funderlicht offenbarte. Auch hier war es um Formen gegangen. Nicht nur Muscheln, vor allem die Korallen und die zahllosen anderen Lebensformen auf dem Meeresboden hatten Nikos immer schon verzaubert, der Fülle ihrer Erscheinungen wegen. Ins Fluidum des Meeres hinabzutauchen – daran erinnerte sich Nikos komischerweise, fern von Sonne oder glücklichen Felsen, wenn er am Elektronenmikroskop Professor Ruskas saß und sich in der Welt der Viren und Bakterien umsah. Obwohl so winzig, waren sie doch mit klarem Bauplan und einzigartiger molekularer Ausstattung versehen. Und mit diesem aufs wesentlichste beschränkten Rüstzeug waren sie in der Lage, ganze Zivilisationen auszulöschen. Variola, so glaubte Nikos sich zu erinnern, hatte Professor Ruska allerdings noch gar nicht in seiner Probensammlung. Womöglich würde er dem großen Virologen tatsächlich ein paar Proben aus der Eifel mitbringen können. Die wenigen Abbildungen von Variola, die er in Fachbüchern gesehen hatte, waren erstaunlich. Ihr Anblick erinnerte Nikos an